

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68412](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68412)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 23. November 1847.

№ 94.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Die Schweiz.

Zur richtigen Würdigung des beginnenden Bürgerkrieges.

Die blutigen Würfel sind gefallen und die legitime Regierung der Schweiz will durch die That beweisen, daß sie fremder Noten und Truppen nicht bedarf, um Ordnung im Hause und des Vaterlandes Einheit und Unabhängigkeit unangetastet zu erhalten. Es ist ein alter Republikanbrauch, und ganz insbesondere schweizerischer, bei standhafter Weigerung der Minorität den Willen der Majorität anzuerkennen, durch das Schwert ein Gottesurtheil sprechen zu lassen und dem Befehle die Bluttaufe zu geben, ehe es im Amtsblatte publicirt wird. So auch heuer wieder. — Das Feuer kann ein gewaltiges werden, denn die besten Zündstoffe, Aberglauben und religiöser Fanatismus, liegen vorzuzugleich aufgehäuft in der Jesuiten-Feste. In gefährlichem Stürme werden die eidgenössischen Truppen die festen Berge der Innerschweiz nehmen müssen. Dieser Sturm wird um so gefährlicher werden, je mehr die rauhe Jahreszeit hereinbricht und die wenigen fahrbaren Wege unzugänglich macht. Indes die Berner, Züricher und Glarner sind eben sowohl als die Luzerner und Waldstätter mit Bergen und schlüpfrigen Pfaden vertraut und der Sieg möchte ihnen wohl nicht so sauer werden, wie vor fünfzig Jahren den Franzosen. — Bekanntlich besteht der Sonderbund aus den Cantonen Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Wallis und Freiburg im Necthlande, nicht zu verwechseln mit dem geistesverwandten Freiburg im Dreisgau. Von diesen Cantonen liegen die fünf ersten in der Mitte der Schweiz um den Vierwaldstätter See herum. Mit ihnen hängt Wallis durch den einzigen gefährlichen Furca-Paß zusammen. Freiburg liegt ganz davon getrennt, seitwärts zwischen Bern und Waadt mitten inne, von allen Seiten her auf gang- und fahrbaren Straßen bald zu er-

reichen. In zwei Tagen kann ein Corps Berner vor der Hauptstadt stehen und in drei, höchstens vier Tagen ein Corps Waadtländer. Auch Luzern und Zug können von Bernern, Aargauern und Zürichern auf einem vollen Duzend guter Straßen nicht minder rasch erreicht werden. Die schlimmen Wege sind nur dem Zuzuge der eigenen Bundesgenossen aus Schwyz und Unterwalden ein Hinderniß. Schwyz ist in gleicher Gefahr den Glarner und St. Gallern gegenüber und eine Hilfe aus Uri und Unterwalden wird gleichfalls mit schwierigeren Wegen als der Feind zu kämpfen haben. Uri, Unterwalden und Wallis sind die gesichertesten, da sie nur auf Saum- und Fußwegen zu erreichen sind, denn die einzige fahrbare Straße aus dem Waadtlande nach Wallis kann nur durch das Abbrechen der Rhonebrücke bei St. Maurice sehr leicht gesperrt werden. — Das wäre also ein Nachtheil, in welchem die Sonderbündler sich befinden, indem von den Feinden her die Wege gut, von den Freunden her aber die Wege schlecht sind. Doch Gott ist groß, werden die frommen Väter ihren Kindern sagen, und er kann durch ein kräftiges Winterwetter die guten Pfade schlecht und die schlechten noch schlechter, fast hätten wir gesagt gut machen. Indes was werden die schlecht gewordenen Pfade nützen können? — Noch stehen zwar die verschiedenen Truppen-Abtheilungen fast unthätig einander gegenüber. Einzelne Ausfälle von Seiten des Sonderbundes haben nur zu ganz unbedeutenden Gefechten Veranlassung gegeben, und fast scheint es, als hätten die liberalen Cantone eher Lust, sich zu vergleichen, als eine Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen. — Die Kräfte beider Parteien erscheinen aber bei nur oberflächlichem Vergleiche zu ungleich, als daß man nicht den Freunden des Bundesgesetzes den Sieg prophezeihen könnte. — Stellen wir diesen Vergleich an. Die folgende Tabelle möge uns denselben erleichtern.



Sonderbund-Cantone.	Einwohnerzahl.		Mobile Truppen.
	Protestanten.	Katholiken.	
Luzern	500.	124,500.	6 bis 8,000.
Uri	—	15,000.	1,500.
Schwyz	—	44,000.	3,500.
Obwalden	—	13,000.	800.
Nidwalden	—	11,000.	1,200.
Zug	—	16,000.	1,200.
Freiburg	6,800.	85,200.	4—5,000.
Wallis	—	75,000.	4—5,000.
Zusammen	7,300.	383,700.	22—25,000.
Liberaler Cantone.			
Bern	373,000.	52,000.	30—35,000.
Zürich	243,000.	2,000.	12—15,000.
Vaud	185,000.	5,000.	ca. 15,000.
Argau	98,000.	92,000.	ca. 7,000.
St. Gallen	63,000.	107,000.	4—5,000.
Thurgau	68,000.	22,000.	ca. 4,000.
Schaffhausen	34,500.	500.	ca. 1,200.
Glarus	27,000.	4,000.	1,500—2,000.
Solothurn	5,500.	59,500.	ca. 2—3,000.
Tessin	—	115,000.	3,500.
Genève	38,000.	30,000.	2,000.
Graubünden	54,000.	36,000.	2,500.
Baselst.	43,000.	7,000.	2—3,000.
Baselst.	21,000.	4,000.	600.
Appenzell	44,000.	—	ca. 1,500.
(Außer Rhoden)			
Zusammen	1,297,000.	536,000.	90—100,000.
Neutrale Cantone.			
Neuchâtel	56,500.	3,500.	
Appenzell	—	10,000.	
(Inner Rhoden)			

Hiernach sehen wir die Schweiz in drei Lager geschieden, von denen das kleinere neutral sich hält, oder die Wahrheit gesagt, vor der Welt sich schämt, offen die Partei der Jesuiten zu nehmen. Von den beiden in dieser Beziehung wenigstens ehrlichen Parteien zählt die Jesuiten-sei nd l i c h e nahebei zwei Millionen Köpfe, unter denen über 90,000 Mann mobiler Truppen, wogegen die Freunde des Ordens noch nicht 400,000 Köpfe mit einer mobilen Streitkraft von etwas mehr als 22,000 Mann aufzuweisen haben. Der Unterschied ist also ein sehr bedeutender; die Sonderbunds-Cantone besitzen materiell nicht den vierten Theil der Kräfte ihrer Gegner, und ihre Geldmittel sind verhältnismäßig noch geringer anzuschlagen, indem sie auf der einen

Seite fast ohne alle Industrie, nur der Alpenwirtschaft leben, auf der andern Seite aber auch unbezweifelt ihre meisten Vaarschaften durch die edle Uneigennützigkeit der Väter Jesuiten zu anderweiten frommen Zwecken aus den Bergen hinausgewandert sind. In der jüngsten Zeit wenigstens haben sie durch Entagung ihrer Werthsachen bewiesen, daß sie in dem ausbrechenden Kriege mehr auf Gott als auf Geld sich verlassen. — Wir zweifeln, daß Rothschild derselben Ansicht ist. Er würde den liberalen Cantonen, wenn er sonst ihre Zwecke mit den seinigen vereinbar hielte, die drei Millionen Schweizer Franken, die sie eben brauchen, gegen landesübliche Zinsen gewiß nicht verweigern. Doch brauchen sie Rothschild nicht, Amerika (ein dortiges Handelshaus) hat bereits zugegriffen und seine liberalen Brüder in der Schweiz mit drei Millionen unterstützt. Der Berner Stadtkasten enthält übrigens allein schon anderthalb Millionen dergleichen Franken, und es möchte den Luzernern nun wohl nicht unlieb sein, wenn ihre Herren in gleicher Weisheit, wie der Berner Staatsrath, für den Stadtkäsel besser als den eigenenbeutel gesorgt hätten. Im Sonderbund ist es allerdings eine schwierige Sache mit dem Sparen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel sparen, am allerwenigsten, wenn er gern in den Kirchenkasten wirft, und der ganze Sonderbund hat nicht 400,000 Fr. jährlicher Einkünfte, dagegen haben die Liberalen weit über fünf Millionen. Das Verhältniß in Bezug auf die Franken und Bagen ist also noch viel misslicher, als in Bezug der Köpfe. — Zahlen beweisen wenigstens so lange, bis das eigentliche Facit, die That, etwas Anderes bringt, und das kann auch bei den Schweizern der Fall leicht sein. Der Sonderbund bildet eine compacte Masse von lauter fanatisirten Katholiken, und was Glaubenseinheit und Fanatismus vermögen, hat die Geschichte oft gelehrt. Die liberalen Cantone sind zu einem Viertel von Katholiken bewohnt, unter denen namentlich in den Argauischen Freiamtern und dem zu St. Gallen gehörigen Sargans und Gaster manches Unkraut sich befinden mag. Dagegen giebt es aber auch im Sonderbund Katholiken genug, die nur auf den Einmarsch der Liberalen warten. Es ist schade, daß darüber der Tabelle nicht eine Columne beigefügt werden konnte. — Indessen läßt sich doch noch Manches daraus ersehen, was von großem Interesse ist; und mit Recht läßt sich der bekannte Spruch umkehren und sagen: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich!“ — Schließlich bemerken wir noch: Von den Sonderbündlern sind die aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Ober-Wallis, also 299,000 Mann deutscher Nation, die Freiburger größtentheils Franzosen, die aus Unter-Wallis aus Rhätien, Italienern und Franzosen gemischt. In den liberalen Cantonen leben in Bern, Zürich, Argau, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Glarus, Solothurn, Baselland, Appenzell und Graubünden 1,435,376 Deutsche, in Vaud, Genf und dem jetzt zu Bern gehörigen Gebiet des ehemaligen Bisthums Basel 283,248 Franzosen, ferner in Tessin und dem Graubündnischen Misococco-Thale 125,791 Italiener, endlich in Graubünden 46,694

Rhätien. Von den neutralen Cantonen heißt Neuenburg eben so oft Neuchâtel und ist französisch, und Appenzell (Zinnerboden) ist wie seine Geschwister-Halbcantone deutsch. — Vorstehendes wird ausreichen, die nationellen und kirchlichen Verhältnisse, so wie die Geld- und Menschenkräfte der Schweiz zu richtiger Würdigung des beginnenden Bürgerkrieges vergleichen zu können. (Ztg. = Halle.)

Langsam kommt auch nach!

Es wurde kürzlich in diesen Blättern der Wunsch ausgesprochen, daß unsere Oldenburgische Zeitung künftig ein Mal mehr erscheinen möchte, als bisher — also drei Mal in der Woche. Auch wir stimmen mit jenem Wunsche vollkommen überein; vielleicht bekommen wir dann auch die Nachrichten aus Oldenburg etwas früher wie gewöhnlich. Wie gut man uns in dieser Hinsicht bedenkt, davon giebt wieder mal die Nummer vom 16. November einen recht hübschen Beweis. In dieser Nummer vom 16. November wird uns nämlich eine Nachricht aus Oldenburg vom 6. November mitgeteilt, welche die Grundsteinlegung zu der Goldenstedter Kirche vom 4. November meldet. — Wir glauben nicht, daß das in der Ordnung ist und daß es einer Zeitung viel Ehre macht, wenn sie ein Ereigniß, welches in Zeit von drei Tagen das ganze Land durchlaufen kann, erst vierzehn Tage nachher ihren Lesern aufischt. Ist nicht ein solches Nachhinken in unserer dampfreichen Zeit selbst ein Ereigniß? — Der Herr Redacteur und Verleger der Oldenburgischen Zeitung werden von ihren Abonnenten, die, wenn sie etwas Neues lesen wollen, vorerst prompt bezahlen müssen, nicht verlangen, daß man sie alle Beide sammt ihrer Zeitung fortschiebe, das wäre eine neue Art, eine Zeitung vorwärts zu bringen und ihr auf die Beine zu helfen; von einer Zeitung verlangt man, daß sie die Nachrichten, besonders aus dem eignen Lande, so schnell als möglich bringe. Oder sollte es in neuerer Zeit anders geworden sein? — auch möglich, denn die Welt ist jetzt, wie man eine Hand umwendet, veränderlich wie das Wetter, und der heute Nein gesagt, sagt morgen Ja! weil es vielleicht sein Vortheil erheischt; das Bestere sollte sich aber die Oldenburgische Zeitung merken und — um ihre Abonnenten zu erhalten — prompt mit ihren Nachrichten sein.

Noch einige Abonnenten.

Beleuchtung

der in voriger Nr. d. Bl. enthaltenen „Bitte“.

Daß der Einsender jener „Bitte“ den Herrn N. an seine in der ersten Volksvereins-Versammlung übernommene Verantwortung der Fragen: „Was ist Uns wissenheit“ u. erinnert, ist den Lesern bekannt. Ich erlaube mir hier nur hervorzuheben, wie er das gethan hat.

Hätte Herr Nescii — so nennt sich der Einsender — an jene Thatsache — die Uebnahme der Antwort-

tung — eine bescheidenere Bitte geknüpft, so würde mir nicht im Entferntesten eingefallen sein, solche hier zu erwähnen, da ich sowohl, wie auch viele Andere, eine baldige Beantwortung jener Fragen ebenfalls wünsche. Die Art und Weise aber, in welcher jene „Bitte“ gestellt ist, bezeichnet den Einsender als einen unbescheidenen und tactlosen Bittsteller, und ist eine Zurechtweisung für denselben hier wohl am rechten Plage.

Was soll die noch nähere Bezeichnung des Herrn N. als „Lichtfreund“? — Die Ansichten und Ueberzeugungen desselben, welche ihn in Ihren Augen, Herr Nescii, als „Lichtfreund“ bezeichnen, stehen in gar keiner Verbindung mit der übernommenen Verantwortung; eben so wenig „seine angeblich erhabene Bestimmung.“

Durch diese angeführten Persönlichkeiten liefern Sie nur den sichern Beweis: daß Sie noch nicht von dem wahren Lichte durchdrungen sind; daß Sie noch im Dunkeln tappen. Sie stellen sich durch Ihre so übel angebrachten Wiße (denn für solche werden Sie die beiden Bezeichnungen wohl ausgeben wollen, sie sind es aber nicht) dem Herrn N., wenn derselbe die Bearbeitung der Fragen noch nicht vollendet haben sollte, als einen für die Lösung des „gordischen Knotens“ reichen Stoff darbietenden Character dar. Wenn Sie, Herr Nescii, daher demnächst den Volksbildungsverein durch Ihre Gegenwart beehren, so werden Sie, hoffe ich, von Herrn N. recht viel vernehmen, was auch vielleicht Ihren Character ganz getreu darstellt. Ich habe wenigstens die feste Ueberzeugung, daß Herr N. mit der übernommenen Verantwortung bald hervortreten wird und schiebe das Verzögern derselben lediglich seinen vielen Berufsgeschäften zu, welche ihm bei seiner zahlreichen Familie wohl schwerlich erlauben werden, viel Zeit zu anderweitigen Arbeiten zu verwenden. Dieses hätten auch Sie, Herr Nescii, billigerweise bedenken sollen, ehe Sie so rücksichtslos Ihre Bitte der Deffentlichkeit übergaben, zumal da Sie Herrn N. noch genauer zu kennen scheinen, als ich.

n.

Orgel = Concert.

Herr J. M. Homeyer, früher Organist an der St. Cyriacus-Kirche zu Duderstadt, später Kapellmeister des Herzogs von Lucca, jetzt auf einer Kunstreise begriffen, wird am nächsten Mittwoch in der hiesigen Kirche ein Concert auf der Orgel geben, das nach den vielfachen glänzenden Zeugnissen, die von Spahr, Mendelssohn, Rossini, Piccini, Piris und Andern vorliegen, so wie nach den vielen Berichten in deutschen und französischen Blättern, die hier zu geben der Raum nicht gestattet, gewiß einen hohen und seltenen Genuß bringen wird. —

Das musikliebende Publikum wird diese Gelegenheit, die Orgel in ihrer Macht und Schönheit zu hören, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Oldenburg.

10.

Theater und Concert.

Donnerstag, den 18. Nov.: „Die Memoiren des Teufels.“ Lustspiel in 3 Acten, nach Arago und Vermond von Hermann. — Der Titel ist pikant genug und man sollte wunder meinen, was dahinter steckt, doch ist es nicht gar weit her. — Eine Wittve, die Baronin von Nonquerolles, ist mit ihrer Tochter Marie aus den Besitzungen ihres verstorbenen Gemahls vertrieben. In dem unermeßlichen Vermögen, das letzterer hinterlassen, haben sich die Verwandten desselben getheilt. Sie behaupten, die Wittve habe keine Ansprüche daran, weil ihre Ehe nicht legitim gewesen sei. Zeugnisse für das Gegentheil können nicht beigebracht werden — der Pfarrer, der sie getraut, ist gestorben, das Kirchenbuch bei dem Brande der Kirche mit verbrannt. Mutter und Tochter stehen rathlos da; sie sind im Begriff, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland auszuwandern. Da erscheint ein junger Mensch, Namens Robert — er sagt, er sei der Teufel — der sich erbietet, der Wittve das ihr unrechtmäßig entzogene Vermögen wieder zu erobern. Dafür verlangt er weiter nichts, als die Hand der schönen Marie. Die Mutter will diesen Contract nicht eingehen, aber Maria ist gar nicht abgeneigt. Die Mutter willigt endlich auch ein, und nun will Robert aus Werk. Bevor er sich entfernt, überreicht er ihr eine Brieftasche, in welcher, wie er sagt, die Memoiren des Teufels sich befänden — Papiere, die allein schon hinreichend wären, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen; sollte er in acht Tagen nicht zurückgekehrt sein, so lebe er nicht mehr und sie solle dann nur klugen Gebrauch von den Papieren machen. — Robert, der früher Schreiber war und als solcher Gelegenheit gehabt hatte, verbrecherische Handlungen der räuberischen Verwandten der Wittve zu erfahren, droht diesen nun mit Entdeckung der Verbrechen. Die Verwandten der Wittve erklären sich bereit, das Vermögen herauszugeben, doch nur, weil sie Gefahr sahen, sobald diese vorüber, weigern sie sich wieder. Endlich, nach manchem schweren Kampfe, siegt die Tugend.

Ganz nach unserm Geschmacke ist das Stück zwar nicht, doch kann man sich dabei — wenn man nicht gar zu große Ansprüche macht — schon ein paar Stunden angenehm unterhalten. Dann aber muß besonders die Hauptrolle (Robert) sorgfältig einstudirt sein und dem Character eine frischere Färbung, mehr Energie, überhaupt mehr männliche Festigkeit verliehen werden, als es heute der Fall war. Herr Wenzel that zwar das Seinige und müssen wir seinen hier gezeigten Fleiß lobend anerkennen, doch scheint er einer solchen Aufgabe, wie die heutige, noch nicht in allen Theilen gewachsen. Am schwächsten erschien uns seine Leistung im zweiten Act auf dem Maskenball. Hier grade, wo er die Rolle eines ironischen Teufels spielt, soll dieser Robert durch eine geheimnißvolle imponirende Ruhe seine Umgebung beherrschen, das geistige Uebergewicht soll überall bemerkbar, soll stets vorherrschend sein und in jedem seiner Worte eine siegende Sicherheit liegen. Herr Wenzel bemühte sich zwar, diesen Ton zu treffen,

aber es gelang ihm nur selten. Es fehlte seinem Spiele hier überhaupt an Gewandheit, an feinen Nüancen, und eine gewisse schlaffe Gleichgültigkeit gab sich in seinem Wesen kund. Dessenungeachtet können wir doch die Auszeichnung des Hervorrufs, die Herrn Wenzel am Schluß wurde, nur billigen; er verdiente diese Aufmunterung für sein eifriges Streben nach Wahrheit des Ausdrucks. — Herr Blum (Chevalier von Rapi-nière) war, trotz aller Gemeinheit des Characters, doch ein wenig zu ordinar. — Mad. Höffert (Baronin von Nonquerolles) und Fräulein Höffert (Marie) waren ausgezeichnet. Nicht minder gut war Herr Schlägell als der sich blödsinnig stellende Maurer Jean Gauthier. In seiner letzten Scene besonders erregte er eine vollkommene Illusion bei uns. — Die übrigen Mitwirkenden wußten wenigstens ihre Rollen auswendig und verdarben nichts.

Freitag, den 19. Nov: Erstes Abonnement-Concert im großen Casino-Saale. — Es wurden in diesem Concerte nur Compositionen von Felix Mendelssohn-Bartholdy aufgeführt und dadurch eine dieses genialen Componisten und großen Künstlers würdige Todtenfeier bezangen. Er starb am 4. Nov. in Leipzig in einem Alter von 38 Jahren. Er starb — sein Leib sank dahin, doch sein Geist lebt fort in seinen zauberischen Tönen — seine Unsterblichkeit ist gesichert. —

Die Duvertüre zum „Märchen von der schönen Melusine“ eröffnete die Feier. Dann folgte: Volkslied für Alt, gesungen von einer hiesigen Dilettantin mit einer weichen, angenehmen Stimme. Zwar mit etwas Befangenheit, doch, wie es die Composition erfordert, mit ruhrender Einfachheit vorgetragen. — Hierauf: Violin-Concert; von dem Hofkapellmeister Professor Pott mit bekannter Meisterschaft ausgeführt. — Dann folgte die wundervolle Duvertüre zum „Sommernachtsstraum“, die unstreitig das vollendetste und populärste Werk Mendelssohns ist. Der zweite Theil füllte die hier schon mehr gehörte Symphonie aus. Wir gestehen, daß wir für diese Symphonie lieber eine Beethovensche, etwa die Eroica, gehört hätten. So großartig erstere auch sein mag, so scheint es uns doch, als wäre zu viel Musik darin, das Ohr ermüdet, sie aufzunehmen. Gewiß würde sie wirksamer sein, wenn die Sätze, die hier ineinander fließen, getrennt wären, damit die Instrumente sowohl wie der Hörer Athem schöpfen und sich sammeln könnten. — Wir können gewiß eine gute Portion Musik vertragen, doch gestehen wir, daß uns diese Symphonie in der That ein wenig zu viel wurde. — Die Ausführung von Seiten des Orchesters war brav und des größten Lobes werth.

Der Beobachter.

Großherzogliches Hof-Theater.

Dienstag, den 23. Nov. (3. Vorst. der IV. Serie): Das Urbild des Tartuffe. Lustsp. in 5 Aufz. v. Gouffon. Lamoignon — Hr. Carl Schneider vom k. k. Hof-Theater zu Prag als Gast. Donnerstag, den 25. Nov. (4. Vorst. der IV. Serie): Ein Glas Wasser. Lustspiel in 3 Acten. Voltingbrode — Herr Carl Schneider.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 26. November 1847.

N^o 95.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Nadeln.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Von den Haarnadeln will ich nur wenig sagen, denn oft genug hab' ich ein Haar darin gefunden. Haarnadeln sind schändliche Verräther. Kaum hat man ein liebes Kind beim Kopf gekriegt und herzlichst abgeküßt — da erscheint polternd Mama und zeigt mit verweisendem Blick auf die desertirten Haarnadeln am Boden. Und erscheint vielleicht statt der Mama eine meuchelmörderische Nachbarin, so endet das kleine Lustspiel mit Klatschereien, die den handelnden Personen nichts weniger als schmeichelfast sind. Erscheint aber gar der Herr Gemahl, so springen ihm die schwarzen Haarnadeln als schwaghafte Polizei-Spions-Teufelchen in die Augen, und Nichts natürlicher, als daß er dann blind vor Wuth ist. — Das mit Haarnadeln gefestete Kränzchen ist der Unschuld Taubennest. Mägdlein, hüte es vor den Händen der Männer, sonst fliegen die Täubchen aus und die Haarnadeln verrathens! —

Das langweiligste Mittel gegen die Langeweile und die unschönste Beschäftigung schöner Hände bilden die fatalen Stricknadeln. In der Häuslichkeit mögen sie nothwendig sein; wenn aber Damen an öffentlichen Orten die Strickbeutel ziehen, die unästhetischen, oft von langem Liegen schmutzigen Strümpfe nicht etwa vollenden, sondern blos um einige Maschen verlängern, wovon ich noch nie die Nothwendigkeit habe einsehen können, möcht' ich stets — gelind gesagt, einige Maschen ungalanter Kritik fallen lassen.

Schlimmer noch wird es der Schnürnadel ergehen, denn hier kann ich nicht anders als ernst reden. Das Schönheitsgefühl unserer gefühlvollen Schönen liegt in argen Fesseln; all' ihre Begriffe von edlen, vollendeten Formen des weiblichen Körpers drücken sie in dem einzigen engherzigen Worte aus: Wespentaille!

Sie treiben die schändlichste Thierquälerei mit sich selbst, denn die menschliche Vernunft und Aesthetik schaudert vor diesem Preßzwang und die Kunst wendet sich trauernd ab von dieser Verhuzung altgriechischer Schönheitsfülle und auch von der Wattenideutscher Schönheitsfülle. Die Modepüppchen lachen über die Schnürstiefeln der Chinesen und schnüren sich selbst in stählerne Bände, als sei ihre Brust die realisirte Brust eines Böttchers, d. h. ein Schmutz-Simer. Die Chinesen pressen ihre Füße in Kinderschuh, unsere Schönen leben recht gern auf großem Fuße, aber knebeln dafür die Rippen zusammen, daß die edelsten Theile des Lebensorganismus verkrüppeln und der Fluch Gottes 1. Moses 3, 16 in aller Gräßlichkeit sich erfüllt, daß Krampf und Schlagfluß oder Schwindsucht endlich den kannibalischen Leiden des gefolterten Herzens ein Ende machen — daß sie zu Selbstmörderinnen werden und zu unbemitleideten Opfern der albernsten Mode. Unzählige Schnürnadeln wurden zu Mordinstrumenten erslickender Schönheit; unzählige Mütter betrauern auf dem Friedhof die Eitelkeit ihrer Töchter und unzählige Töchter versuchen als Krüppel die Eitelkeit ihrer Mütter! Aber auch der Schnürleib der Männer muß herunter von der Brust. Ich meine nicht das der jungfräulichen Porte-épée-Fähnriche, die noch kein Commis-brod verdauen können und deshalb einen Schmachtriemen um den zärtlichen Magen schnüren, sondern den Schnürleib des Gängelbandes, der Knechtschaft und Convenienz, das jeden kräftigen Herzschlag menschlichen Werthes und männlicher Würde hemmt, jeden Athemzug freier Denkkraft erstickt, die Wahrheit strangulirt und die Gesundheit der politischen, socialen und moralischen Zustände der Völker und Familien vernichtet. Vor dieser Schnürnadel hab' ich solchen Abscheu, daß aller Humor Reißhaus nimmt; man verzeihe ihn, wenn man ihn nicht theilen mag. —

